

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 35 (1983)
Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Konstruktionsarbeit sein kann. Es ist eine gleichzeitige Annäherung an Haufler von verschiedenen Seiten. Diese Gleichzeitigkeit kann aber nur von der Montage hergestellt werden. Diese hat denn auch immer wieder einen musikalischen Charakter. Janet Haufler repräsentiert als Darstellerin diese Gleichzeitigkeit der dokumentarischen und fiktionalen Annäherung. Insofern ist es ganz und gar irrelevant, ob der Stumme von Gaudenz Meili Film, wie Thomas Pfister schreibt, ein «besserer Stummer» war. Sie ist nicht der Stumme; sie zeigt, wie sie als Janet Haufler und Tochter ihres Vaters, den Stummen spielt; in Bildern, die keine Romanverfilmung sein wollen, sondern eine fiktive, weil metaphorische Annäherung an die Wahrheit ihres Vaters, die auch die Wahrheit des Stummen und vielleicht sogar jene von Janet Haufler selber ist. Gerade als Dokumentarist interessiert es mich, mit Darstellern zusammenzuarbeiten, die gleichzeitig sich selber sind und eine metaphorische Figur verkörpern. Janet Haufler war in diesem Sinne die einzige Person auf der Welt, die diese Rolle spielen konnte und sie hat es auf die bestmögliche Weise getan.

Im übrigen bin ich der Meinung, dass das Interessante an der augenblicklichen Situation des deutschschweizerischen Filmes ist, dass einige daran sind, Grundlagenforschung zu betreiben. Diese Arbeit sollte nicht unterschätzt werden. Wir müssen davon ausgehen, dass jeder seinen eigenen Weg in die Fiktion zu finden hat. Vielleicht kommt dann auch der eine oder andere wieder zum... Dokumentarfilm zurück.

Geschichten erzählen muss gelernt sein. In meinen Augen impliziert es ein Nachdenken darüber, woher die Fiktion kommt. Wenn also Thomas Pfister meinen Film zwar interessant findet, die Annäherung an Haufler über den «Stummen» aber nicht «zwingend», dann möchte ich gerne von ihm wissen, was er dann daran noch interessant fand. Und wenn er beim Anschauen von Janet Haufler in der Rolle des Stummen von seiner Erinnerung an den Stummen von Gaudenz Meili abgelenkt wurde, dann möchte ich ihn fragen, was er in meinem Film schliesslich noch gesehen hat.

Richard Dindo

TV/RADIO-KRITISCH

Arthur Honegger im Fernsehen

Das Ressort Musik des Fernsehens DRS hat in den vergangenen Jahren Honeggers Werk einem grossen Publikum mit repräsentativen Sendungen näher gebracht. Die Honegger-Produktionen werden jetzt als Zyklus nochmals ausgestrahlt. Zwei neue Sendungen werden den Reprisen vorangestellt: Die Dramatische Legende «Niklaus von Flüe» und ein filmisches Protokoll über Werner Duggelins Regiearbeit.

«Honegger ist reif geworden für eine Wiederentdeckung,» meint Armin Brunner, Leiter des Ressorts Musik beim Fernsehen DRS. Und es ist kein Zufall, dass gerade er so urteilt; denn, so Brunner weiter: «Im Gegensatz zu manch anderen

Tonschöpfern gelten Honegger und sein Werk als Fund für ein optisches Medium. Diese Musik ist gestisch, stösst das Bild keinesfalls zurück; kein Zufall, dass Honegger so viele Filmpartituren geschrieben hat.»

Der Zyklus zeigt die Vielfalt des Honeggerschen Werks und die verschiedenartigen fernsehgemässen Umsetzungen dieser Musik. Eine der Inszenierungen ist in ZOOM bereits ausführlich besprochen worden, nämlich «Johanna auf dem Scheiterhaufen» (Nr. 6/82).

«Das Auge hat immer Vorrang»

Dieser Satz mag für Musikproduktionen erstaunlich anmuten. Er steht als Titel über dem filmischen Arbeitsprotokoll,

das Philipp Flury mit einem kleinen Team während der Aufnahmen zu «*Johanna*» und «*Niklaus von Flüe*» realisiert hat. Flury's Film gibt dem Zuschauer eine Vorstellung vom Aufwand, der hinter solchen Sendungen steckt, aber auch vom künstlerischen Engagement und von der Lust am gemeinsamen Phantasieren, Erfinden, Erproben und Gestalten.

Der Honegger-Zyklus des Schweizer Fernsehens ist in wesentlichen Teilen von *Werner Düttelin* mitgeprägt. Armin Brunner bot dem renommierten Theaterregisseur alle Möglichkeiten, die dramatischen Werke Honeggers konsequent für den Bildschirm zu inszenieren. Düttelin hat das Medium eigenwillig und überzeugend gehandhabt. Er arbeitet mit einfach gebauten, manchmal derben Bildern. Selbst die grossen Szenen komponiert er bewusst für das kleinformatige Fernsehbild. Mit solchen Bausteinen gestaltet Düttelin einen vielschichtigen visuellen Vorgang, der das musikalische Geschehen nicht einfach illustriert, sondern deutet.

Der Beitrag «*Das Auge hat immer Vorrang*» zeigt den Regisseur bei der Arbeit. In den Proben und Gesprächen vor allem mit den Laien wirkt Düttelin überhaupt nicht direktiv. Er versucht vielmehr den Leuten Mut zu machen, das in die Rolle hineinzulegen, was in ihnen steckt. Die Laiendarsteller in «*Niklaus von Flüe*» bringen nach Düttelins Überzeugung eine Qualität mit, ohne die eine Aufführung dieses Werks heute problematisch wäre: «Sie machen sich den Text zu eigen, sie bringen Saft hinein, aber sie verfallen nicht dem Pathos.»

«*Niklaus von Flüe*»

Die Dramatische Legende «*Niklaus von Flüe*» von Arthur Honegger und Denis de Rougemont entstand 1938/39 als Festspiel für die Landesausstellung. Das Stück wird üblicherweise in einer Konzertsfassung für Sprecher, Chor und normal besetztes Sinfonieorchester aufgeführt. Sie schien jedoch für das Fernsehen zu opulent. Armin Brunner griff deshalb auf die ursprüngliche Version für Blasorchester zurück. Honegger hatte

Honegger-Zyklus im Fernsehen DRS

20. März, 22.00 Uhr: «*Das Auge hat immer Vorrang*»; Werner Düttelin inszeniert Honegger, ein Arbeitsprotokoll von Philipp Flury.

27. März, 20.00 Uhr: «*Niklaus von Flüe*»; Dramatische Legende.

1. April, 22.00 Uhr: «*Johanna auf dem Scheiterhaufen*»; Dramatisches Oratorium.

1. Mai: «*L'idée*»; Film von Berthold Bartosch nach Holzschnitten von Frans Mase-reel.

22. Mai: «*König David*»; Dramatischer Psalm.

5. und 19. Juni: «*Annäherung an Arthur Honegger*»; Filmportrait in zwei Teilen.

5. September: «*Tanz der Ziege*»/«*Concertino 1924*».

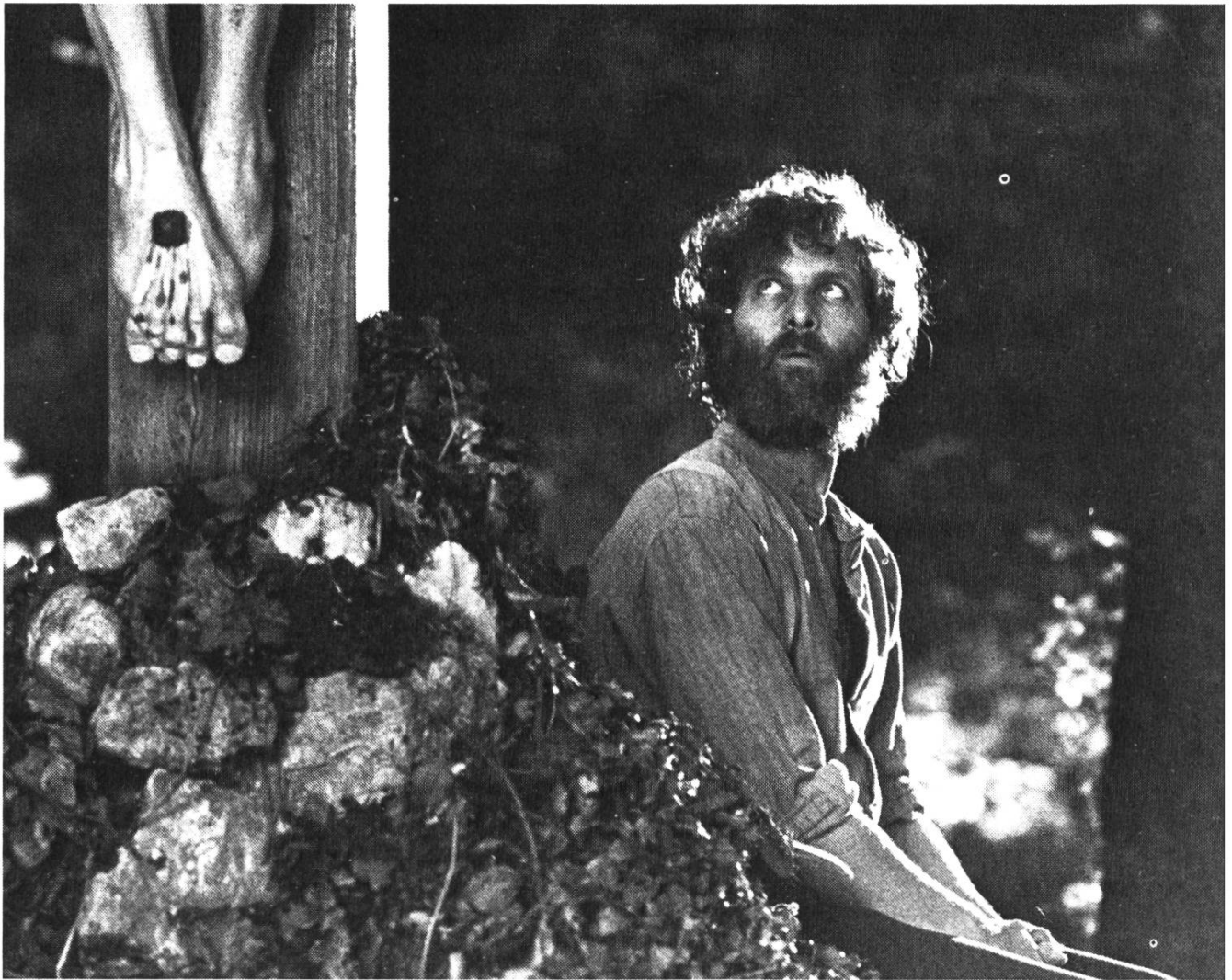
2. Oktober: «*König Pausole*»; Musikalische Komödie.

6. November «*Niklaus von Flüe*»; Dramatische Legende (Wiederholung vom 27. März).

tatsächlich für das Festspiel, das übrigens wegen der Mobilmachung nicht hatte stattfinden können, eine Besetzung mit Harmoniemusik gewählt.

Werner Düttelin siedelt die Aufführung in der Heimat des Niklaus an, im Kanton Obwalden. Er lässt das Stück von Laien auf der Bühne des Gasthofs «Schlüssel» in Alpnach spielen. Der Text ist neu geschrieben worden von Hansjörg Schneider, der auch den Part des Sprechers übernimmt. Einziger Berufsschauspieler ist Georg Holzner in der Titelrolle.

Niklaus ist in Düttelins Inszenierung ein Sucher und Aussteiger, der seinen Platz ausserhalb der Gesellschaft findet, ohne sich jedoch gegen sie abzukapseln. Düttelin erhebt dabei nicht den Anspruch, den historischen Niklaus von Flüe zu präsentieren. Die Figur ist von Legenden überwuchert und nationalistisch-religiös verklärt. Düttelin und der Textautor Schneider sind deshalb vorsichtig zu Werk gegangen. Aber sie versuchen nicht, den Mythos, der sich um Niklaus gebildet hat, besserwisserisch aufzulösen. Hansjörg Schneider sagt sogar, auf das Fasten des Obwaldner Heiligen angesprochen: «Wenn ich nicht glauben könnte, dass Niklaus zwanzig Jahre nicht



Georg Holzner als Niklaus von Flüe.

gegessen und getrunken hat, hätte ich den Stoff nicht gestaltet.» Über eine solche Haltung ist im Prinzip nicht zu diskutieren. Aber die Frage ist erlaubt, ob sie nicht als Ausdruck eines Bedürfnisses nach mystischer Beheimatung angesichts einer kühlen Zivilisation verstanden werden kann.

Die Dramatische Legende ist stark von ihrer Entstehungszeit geprägt. Der «Ländigeist» klingt in dem Werk an, jene Mischung von Nationalstolz und feierlicher Entschlossenheit. Als Festspiel ist das Stück plakativ gestaltet. Honegger selbst, der bis 1946 nie Gelegenheit bekam, den «Niklaus» zu sehen, hatte seinem eigenen Werk gegenüber gewisse Bedenken. Er war sich nicht mehr ganz sicher, ob nicht die angestrebte Volkstümlichkeit vielleicht da und dort in Platttheit oder Banalität absinke. Wie erst kommt man heute mit einem nationalen Mu-

seumsstück dieses Kalibers zurecht? Brunner und Düggelin haben musikalisch und regiemässig den gleichen Ausweg gesucht. Dem Rückgriff auf die Blasorchester-Fassung entspricht die Situierung des Stücks im Dorftheater. Hier darf es deftig und kantig zugehen. Halunkenreien und Wunder finden in diesem Rahmen Platz. Die Leute im Saal nehmen das Geschehen auf der Bühne entgegen als etwas, das zu ihnen gehört. Sie könnten selbst auch auf den Brettern stehen – und würden die Sache natürlich noch viel besser machen. «Niklaus von Flüe» ist ein Stück Obwaldner Leben.

Oder doch nicht ganz? Da gibt es nämlich eine zweite Ebene der Bildsprache. Einige Szenen spielen im Freien. Sie fügen sich formal mit erstaunlicher Mühelosigkeit in die Dorftheaterbilder ein, und sie machen das Theaterspiel der Obwaldner verständlich als einen Versuch, Mythos und Geschichte nachzuvollziehen und in die Gegenwart zu integrieren. Mit der genia-

len Inszenierung gelingt Düggelin beides: Die Umsetzung des Festspiels in ein Fernsehstück und die Rückführung des (damals verständlichen) nationalen Pathos in eine volkstümliche Dramatik.

Urs Meier

Bedürfnis nach Heimat und Zugehörigkeit

«Das Glück beim Händewaschen», Fernsehspiel von Josef Zoderer und Werner Masten nach dem gleichnamigen Roman von Josef Zoderer Gemeinschaftsproduktion von ZDF, ORF, SRG und RAI (Studio Bozen); Regie Werner Masten; Kamera Klaus Eichhammer; Sendetermin: TVDRS 28. März, 21.55 Uhr.

I.

Den stark autobiografischen Roman «Das Glück beim Händewaschen» von Josef Zoderer habe ich vor bald drei Jahren kennengelernt. Der Autor gehört zu denen, die gezeigt haben, dass es eine neue, eine lebendige Literatur aus Südtirol gibt – mancherlei Vorurteilen widersprechend. Das Buch war in einem österreichischen Kleinverlag erschienen, fast unter Ausschluss der «literarischen Öffentlichkeit». Im letzten Jahr hat es der Hanser-Verlag (München) neu aufgelegt – nicht zuletzt im Hinblick auf den Fernsehspielfilm, der auf der Basis des Romans entstanden ist.

Josef Zoderer, 1935 in Meran geboren, war als Kind nach Graz gekommen, weil sein Vater die Umsiedlung der Italianisierung vorzog; heimisch war da die Familie aber nie geworden. Dank Caritas kam Zoderer als Bub nach Kriegsende mit einem Staatenlosenpass für einige Jahre in ein katholisches Internat in der Schweiz. Und während er hier zur Schule ging, erhielt er einen italienischen Pass; seine Eltern wurden «zurückgesiedelt».

An diesem Buch von selbstverständlicher Aufrichtigkeit (und dazu gehört ein schwebendes Gleichgewicht von Heimweh und Bitterkeit) musste vieles fesseln. Die Jahre im katholischen Internat, im «Haus der Regel», mögen vergleichende Querbeziehungen zu Thomas Hürlimann

und andern nahelegen. Zoderer kam in ein kriegsverschontes Land und gleichzeitig ins «Haus der Regel». Da fällt auf, wie sehr er die erzieherischen Leitbilder des Landes und des Internats als Einheit erlebt hat: «... allem voran Ordentlichkeit, Sauberkeit und Lauterkeit. Das alles tönte in vollem Bass, hatte Frische und weisse gefrorene Wäsche. Nie zuvor war ich so glücklich beim Händewaschen...» Am nachhaltigsten hat mich bei der Lektüre Zoderers «Tell-Erlebnis» berührt. «...So erfuhr ich, dass Tell es den Österreichern gezeigt hatte. Ich hörte zum erstenmal diesen Namen: Tell. Was mich störte, war, dass ich sechshundert oder siebenhundert Jahre später für einen österreichischen Landvogt namens Gessler als Watschenmann herhalten musste...». Genau um solcher eingestanzter Bilder wegen, empfand ich, musste Max Frisch «Wilhelm Tell für die Schule» schreiben. Die Erfahrungen des Schülers Zoderer zeigen, dass dabei der Zusatz «für die Schule» wesentlich ist. Die ironische Brechung des herpischen Geschichtsbildes ist eine pädagogische Notwendigkeit – wenn denn das humane Gespräch über Grenzen hinweg ein pädagogisches Ziel sein soll.

II.

Die TV-Verfilmung des Romans hat auf manches verzichtet, was das Buch auszeichnet, vor allem auf die Optik der Erinnerung. Dabei kennt der Film natürlich Verfahren genug, um eben diese Optik einzufangen, wir haben das eben erlebt in «La notte di San Lorenzo». Offenbar in der Meinung, das dies dem TV-Zuschauer schwieriger zu vermitteln ist als dem Kinobesucher, hat man sich für eine lineare, eher chronikale als auto-biografische Konzeption entschieden. Kann sein, dass der Film dadurch für den TV-Zuschauer tatsächlich leichter lesbar wurde und dass die Wahl von Schwarz-Weiss (statt Farbe) an sich schon ein Hinweis auf die Zeit der Handlung (in den ersten Jahren nach dem Krieg) ist. Der chronikale Ablauf der Handlung und eine geduldige Bildkomposition verhindern indessen nicht, dass im Bereich der Sprache hohe Anforderungen an den TV-Zuschauer gestellt werden. Abgesehen von kurzen

Ausschnitten aus Schulstunden (und da wird nun Schillers «Tell» gelesen) und ein paar Gesprächen mit Patres, wird nämlich südtirolerisch und schweizerdeutsch gesprochen. Das ZDF hat den Film deshalb mit Untertiteln ausgestrahlt. Die SRG will darauf verzichten. Mit Recht. Gerade im Sprachlichen gibt es auch Feinheiten, die echt und aufstörend sind. Der Schüler, der in einem Schweizer Internat lebt und Schweizer Mitschüler hat, sagt plötzlich auch beim Besuch in Südtirol «grüezi» und «merci», obwohl er da sonst südtirolerisch redet.

In dieser Konzeption kann der Film – im Gegensatz zum Buch – keine Ich-Geschichte sein. Der Heranwachsende heisst Andreas Hittaler. Gegenüber dem Roman haben die Passagen in Südtirol, eine Reise nach Venedig (wo sich die kranke Mutter Heilung erhofft), haben auch die Pubertätsprobleme mehr Gewicht. Aus Erinnerungsfetzen sind nun eben Szenen im chronikalen Ablauf geworden. Aus teils nervösen, teils sentimental, teils ironischen Erinnerungen (im Buch) ist ein fast behäbiger Film geworden – nun einmal abgesehen von den Ansprüchen, die er sprachlich an den Zuschauer stellt. Hie und da (doch nicht allzu häufig) ärgert man sich über Ansätze zu einer Zeigefinger-Dramaturgie. Und wenn man sieht, dass Bärte offensichtlich angeklebt sind, mag man sich fragen, ob das Schwarz-Weiss-Verfahren denn nicht in erster Linie darum gewählt worden ist, weil es weniger kostet. Insgesamt jedoch bleibt der Film eindringlich: Er gibt Einblick in das Bewusstsein eines Heranwachsenden, der ein natürliches (ganz und gar nicht chauvinistisches) Bedürfnis nach Heimat, nach Zugehörigkeit hat, und der instinktiv spürt, dass Assimilation nicht Heimat ist. Es ist deshalb sinnvoll, dass am Schluss das Problem der Gastarbeiter angetupft wird. Da geht der Film über die Romanvorlage (aber nicht über die Problemstellungen Zoderers) hinaus. Er entlässt den Zuschauer mit der Frage, ob vielleicht gemeinsame Arbeit mit Menschen verschiedener Herkunft etwas sein könnte, das Zugehörigkeit schafft, etwas, worin ein junger Mensch seine Identität findet.

Hans Rudolf Hilty

Bitte zurückblättern!

Zur neuen Unterhaltungsreihe «Weisch no...» von TV DRS, seit Montag, 10. Januar, alle zwei Wochen um 20 Uhr im Hauptprogramm.

Leicht abschätzig wird oft vom Fernsehen als Pantoffelkino gesprochen, folglich dürfte der Pantoffelheld auch nicht weit sein. Damit ist nicht nur der «Heiri» oder die «Frau Stirnimaa» aus den Songs der «Minstrels» gemeint (Beitrag in der ersten Sendung). Der Rückzug in unverbindliche Unterhaltung nimmt vor und hinter dem Bildschirm zu. Die Leute versammeln sich vor dem Unterhaltungsmöbel und lassen sich zerstreuen, denn draussen weht ein kalter Wind. Die neue Programmstruktur 1984 wird dem Zuschauer noch mehr konfliktfreie Zeit durch «mehrheitsfähige» Programme bescheren (siehe ZOOM 3/83, S. 2).

Dieses Jahr setzt uns die Abteilung Unterhaltung des Fernsehens DRS unter neuer Leitung (Hans Bichsel) ein neues, griffiges Sendegefäss mit alten Formen und Inhalten vor, aus dem wir schlürfen dürfen. Aufgewärmt schmeckt der TV-Eintopf besser. «Weisch no...», die Selbstdarstellungserie helvetischer Prominenz einst und jetzt aus Sport, Cabaret, Schweizer Film, Unterhaltungsmusik, ja sogar Politik und Wissenschaft, wird wohl beschwerdefrei die «Medienüberwachungsvereine» passieren. Ja, und die «Neuen Wilden» der elektronischen Medien-Szene, die demnächst ihre Kioske eröffnen wollen, sollen das mal nachmachen und in eine 30jährige Archivkiste greifen, über die das attackierte «Monopolfernsehen» SRG verfügt. Es ist eben immer eine Kabellänge voraus. Oder?

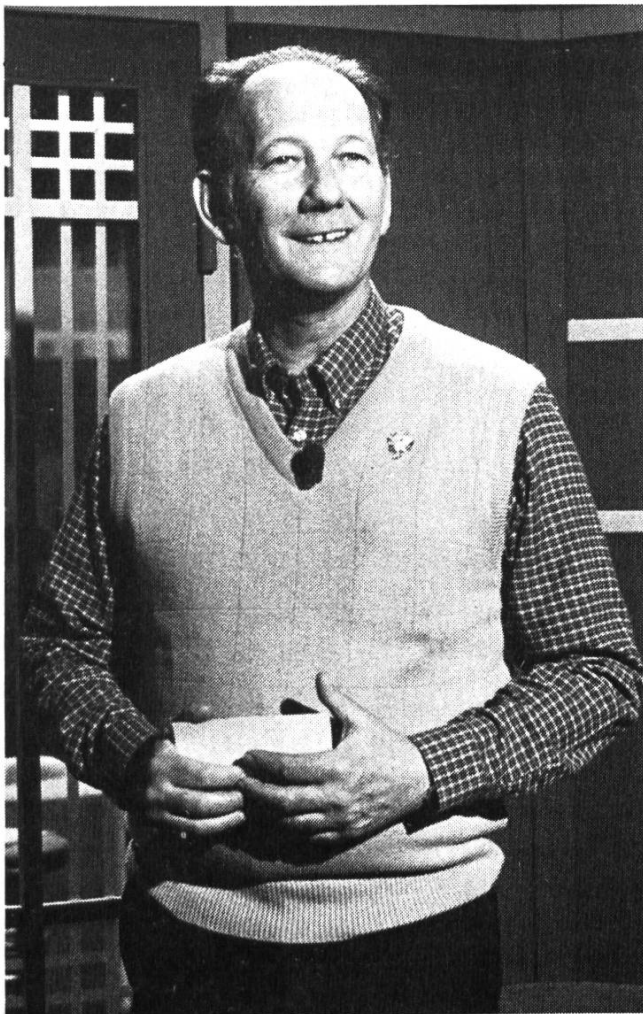
Biederer Blick ins Fernseharchiv

Die Gegenwart, die Zukunft, das schöpferische Potential des Volkes können gar nicht so attraktiv sein wie ein Fernseharchiv, denn «life is risky». Eine Menge selbstgemachter Konserven aus der Vor- und Hochsaison des TV DRS haben sich angehäuft. Leicht verdauliche Kost – es gibt eben nichts Konservativeres als «Essgewohnheiten».

In einer Zeit der Rückbesinnung auf «alte Werte» ist auch der Griff ins Archiv ein sicheres Rezept, zudem mit hohem Freizeitwert. Konkurrenz- und Kommerzdruck gehen nicht nur von privatwirtschaftlichen «Pop-Massagesalons» aus. Der «ideelle Immissionsschutz» ist bei dieser Sendung gewährleistet. Es gibt kein Verfallsdatum für alte TV-Software. Lustiger und unterhaltsamer als das «Heitere Beruferaten» ist die Sendereihe von Ueli Beck allemal, auch wenn sie eine Wiederaufbereitungsanlage für Abgelagertes ist. Das Archiv scheint der Weinkeller des Fernsehens zu sein, was aber nicht bedeutet, davon auch immer angeheitert zu werden. Redaktor Ulrich Weber und Moderator Ueli Beck liegen richtig, der Foto-Album-Effekt funktioniert immer.

Die trockene Abfragerei am schulischen Wissens- und Intelligenz-Hochseil unter-

Ueli Beck moderiert die Nostalgie-Sendung «Weisch no ...».



bleibt: Kein Quiz, keine Talkshow, obwohl ein bisschen formlos interviewt wird, und bekannte Studio-Gäste, die als Ereignisproduzenten in den Filmbeispielen vorkommen, auf den Einsatz wartend mitten in der Dekoration hocken: «Darsteller, Politiker, Weltmeister, Regisseure, Reporter, Pechvögel und Abenteurer». Unbequeme Neinsager, Querschläger werden wohl nicht einmal unter der Rubrik Pechvögel und Abenteurer vorkommen, denn «objektiv» gesehen, soll das Fernsehen ja für unser inneres Gleichgewicht, für Ausgewogenheit und Gleichheit sorgen, für all das, was «draussen» im Leben immer mehr abhanden kommt.

Die Prominenz im Studio bleibt unter sich auf Du und Du und wird nicht durch Räuspern oder gar Zwischenrufe des Publikums gestört. Dafür werden Zuschauerwünsche über Zeitungen und Zeitschriften ermittelt – ein «Wunschkonzert-Plebiszit». Alles was die Leute vor 10, 20, 30 Jahren zum Staunen oder Lachen gebracht hat, darf ausgewählt werden. Das ermittelte Vorhandene wird dann zwischen zwei Werbeblöcken zusammengestellt und ausgestrahlt. Es erfüllt die vorprogrammierte Erwartungshaltung der Nicht-Prominenten, die nach dem grauen Frust der täglichen Arbeit und zur Vermeidung des Familienkrachs fluchtartig fröhlich zerstreut werden möchten. Sie lernen, nur noch das zu wünschen, was ohnehin vorhanden ist. Auf die Gesellschaft bezogen: das Bestehende als Show-Fassade. Was passiert, wenn die 45 Minuten Spass vorüber sind? Vielleicht redet man darüber, dass Walter Roderer auch älter geworden ist, dass Ueli Beck den Vergleich mit Papi standhält und dass Spitzensportlerinnen wie Yvonne Rüegg oder Meta, die Fünfkämpferin, auch das «Kinder-Küche-Glück» ereilt haben.

Die Sendung funktioniert nach dem Muster «Volksnähe», aber im Sinne der Boulevardpresse als psychisches Entlastungsunternehmen für einen Alltag, der besonders schwierig am Montag einsetzt. Deshalb hat das Montags-Unterhaltungsprogramm in der Hauptsendezeit diesem Bedürfnis zu entsprechen. Die Sendung versetzt in eine Erinnerungsstimmung durch alte Ereignisse

und vertraute Gesichter, besonders für ältere Zuschauer, und erzeugt Impulse für weitere Anteilnahme an einem kontinuierlichen Unterhaltungsangebot mit seinen rekreativen und kompensatorischen Funktionen.

Klischees der Volksnähe:

Lokale, regionale, nationale Vertrautheit als Refugium vor der unheilen Welt; voyeuristisches Vergnügen und pseudo-private Anteilnahme an den Erfolgs- und Pechsträhnen der Prominenten; Klatsch; das Tier als Objekt der Sentimentalität (Ente auf dem Fussballplatz); Sensationen, Weltwunder (Mondlandung, Nessi im Vierwaldstättersee). Es sollen möglichst alle Altersstufen und Sozialschichten erreicht werden. Entscheidend ist das Gefühl, dabeigewesen zu sein, wenn auch nur über das Medium, und die Freude am Wiedererkennen. Das stärkt das Wir-Gefühl.

«Weisch no ...» bietet dem Zuschauer ein bisschen mehr als «Tellstar», «Unbekannte Bekannte» oder der abgestürzte «Räselflug». Er darf wählen, (wie letztes Jahr während der Sommerflaute einige Spielfilme im TV DRS), bei einem Ratewettbewerb mitmachen und kann originale Preise gewinnen (zum Beispiel Walter Roderers Melone). 12000 Wettbewerbsteilnehmer haben nach der ersten Sendung richtig geraten. Des Rätsels Lösung und der glückliche Gewinner werden am Ende der Sendung mitgeteilt (Wettbewerbe als bewährte Masche der Werbebranche geben Aufschluss über Streuung, Wirkungsgrad der Reklame und erzeugen beim Konsumenten Produkt- und Markenbindung).

Auffallend ist die Häufung von «Nostalgie»-Sendungen. Ein Ende ist nicht abzusehen. TV DRS macht sich selber Konkurrenz: «Neues von Gestern», von Heidi Abel professionell moderiert. Nostalgie ist, wenn ... gegenwärtig die Erwartungen an die Zukunft hinter die Vergangenheit zurückfallen ... Deswegen ist «Weisch no ...» nichts für junge Progressive, Spontis und andere «Bewegte».

Ueli Beck hat in «Weisch no ...» sein Debüt als Fernsehmoderator. Er sorgt dafür,

dass es nicht zu fachlich, zu politisch wird, Tiefgang und geistige Brillanz sind verpönt. Er ist nicht schöner und geistreicher als wir Durchschnittszuschauer, er lässt uns in Ruhe, bringt uns zum Schmunzeln und bestätigt unsere Durchschnittlichkeit wie der kontaktfreudige Coiffeur an der Strassenecke unseres Quartiers. Mit seinem späten Lausbubengesicht und dem hölzernen Charme ist er jetzt sichtbar geworden. Hörbar ist der gelernte Buchhändler mit Schauspielambitionen am Radio DRS schon lange, wenn er uns werktätige Morgenmuffel aus den Betten kalauert («Nachtexpress», «Nachtclub», «Guten Morgen»). Er volkstümelte sich auf den ersten Rang, Hannes Schmidhauser und Buzz Bennett als Mitbewerber für die Moderation von «Weisch no ...» hinter sich lassend. Es hat sich gelohnt: 35 Prozent der Zuschauer folgen dem Mehrzwecktalent. Dass Bekanntheit eben doch für Qualität bürgt, zeigt die gute Bewertung der Reihe. Er gehört zu den Glücklichen von Radio und Fernsehen, die durch ihre Beliebtheit eine «parasoziale Bindung» beim Publikum erreichen.

Mich stört, dass das Zusammengesetzte und Festgelegte den Fluss der Sendung beeinträchtigt. Bei den geplauderten Übergängen harzt es manchmal, und das «Gleitmittel» Witz und Einfallsreichtum wird bedrohlich knapp. Die einzelnen Ausschnitte, Themen und Fragen wurden holperig aneinandergereiht und wirken recht willkürlich. Man spürt die «Angst vor dem Spontanen» (Titel einer medienkritischen Sendung im ZDF, Mittwoch, 26. Januar). Ueli Becks Spickzettel scheint alles zusammenhalten zu müssen. Auch der ein wenig aufgedrängte Musikwunsch für die Studiogäste wirkt recht unvermittelt.

Persönlichkeiten wie Ruedi Walter, Mario Feurer, Walter Roderer und andere Öffentlichkeitserfahrene Teilnehmer sind so moderat wie kompetent, dass sie eigentlich gar nicht moderiert werden müssten. Sie könnten sich spontan zu dem Gezeigten selbst äussern und miteinander darüber diskutieren. Die unterhaltsamen Partikel aus der Geschichte des Schweizer Kabarets, Films und Sports werden zu wenig hinterfragt oder die In-

halte aus heutiger Sicht interpretiert. Zum Beispiel, nach welchen Gesichtspunkten das Repertoire des «Schweizer Mundarttheater» damals zusammengestellt war, wie man es heute machen würde. Der Zuschauer wüsste gerne mehr über Entwicklungsprozesse, Meinungswandel und Erfahrungen der Protagonisten, über das Kulturleben in der Schweiz und ihre eigene Arbeit, das gilt auch für den Sport.

Mit blossen «Evergreen-Effekten» wird meine Erlebnisfähigkeit nicht gesteigert. Die Zeitgebundenheit, die sozial bedingten Bedürfnisstrukturen, die aus älteren Dokumenten der Show-Branche mit-schwingen, werden nicht verdeutlicht. Dadurch würde vielleicht dem jüngeren Zuschauer etwas vom «Klima» und dem Lebensgefühl der damaligen Zeit vermittelt. So bleiben die Showwerte und Ereignispartikel, die ja Teil der sozialen Wirklichkeit sind, eine blosser Folge von Belanglosigkeiten. Ökonomisch gesehen stimmt bei der Sendereihe die Kosten-Nutzen-Relation. Archiv-Sendungen

sind billig zu produzieren, erfüllen den Zwang zur Sparsamkeit, ohne den Dienst am Kunden zu vernachlässigen.

Die neue Fügsamkeit der Macher und Verantwortlichen bestätigt die alte These von der totalen Verflechtung der Kultur in das ökonomische System. Besonders die «Unterhaltung» ist eine Fortsetzung der Diktatur ökonomischer Zwänge mit anderen Mitteln.

Lothar Ramstedt

Vollständigster Videokatalog in deutscher Sprache

Im. Rund 4500 Titel auf 440 Seiten enthält das Videoprogrammverzeichnis 1982/83 des Deutschen Video-Institutes. Zusammenstellungen von Spielfilmen, Hobby- und Kinderprogrammen, Sach- und Personenregister, nach Darstellern und Regisseuren getrennt, machen ein leichtes Auffinden der Titel möglich. Von sämtlichen Anbietern sind auch die Schweizer Generalvertreter oder Vertriebsfirmen angegeben. Dabei ist auch bezeichnet, ob der Titel in der Schweiz erhältlich ist oder nicht. Der Programmkatalog, der völlig überarbeitet nun im zweiten Jahr erscheint, bringt zudem eine systematische Sammlung von Programmen aus dem institutionellen und gewerblichen Bereich sowie ein Verzeichnis von Videospielen und Bildplatten. Der Katalog kostet 42 Franken und ist zu beziehen bei Roro-Press, Postfach 8947, 8050 Zürich.

Seiner Vollständigkeit und seiner Systematik wegen ist dieser Katalog die brauchbarste Orientierungshilfe durch das Gestrüpp des Videoprogramm-Angebots im deutschsprachigen Raum. Das Verzeichnis gibt sich – entgegen der marktschreierischen Anpreisung von Titeln in Videozeitschriften, bei denen oft schwer zwischen redaktionellem und Inserate-Teil zu unterscheiden ist – seriös. Grosszügig werden pornografische Filme nicht berücksichtigt, wohl aber Brutalos. Die kurzen Angaben zu den Titeln entsprechen dem Redaktionsstand Juli 1982, was den Katalog der rasanten Entwicklung im Videobereich wegen schnell veralten lässt. Die Charakteristiken der einzelnen Filme stammen von den Produzenten beziehungsweise Vertriebsfirmen und sind deshalb mit Vorsicht zu geniessen, zum Teil schlicht ärgerlich.

ZYTGLOGGE

ZYTIG

Schweizer Monatszeitung
für und gegen Kultur.
Mit Spielplan Schweiz,
Galeriespiegel
und Kulturtäter-Service

März

Zugpferde-Flugpferde

- Gespräch mit der "grünen" Grossrätin
Leni Robert über weibliche Politik
- Dichter & Verleger eigenwillig:
Pjotr Kraska und Rolf Thut
- König Andreani - Gaukler, Zauberer, Künstler
- Kabarett und Theater in der Werkstatt
- Indische Klangteppiche
und Indianische Weisheiten
- Der "philosophische Bauer" Ernst Därendinger,
Teilhard de Chardin und die
Literatur als Waffe
- Betrifft: "Betroffenheit"
- "Ruhe während des Sturms" - Poesieblatt
von Kaspar Fischer

PIAZZA SVIZZERA

Die Monatszeitung erscheint 10x im Jahr
und kostet 25.--. Sie ist zu bestellen
bei der Zytigs-Druckerei:

Willy Dürrenmatt AG, Pavillonweg 2,
3012 Bern

031-24 24 31

**Eine Fundgrube
für den kulturhistorisch
interessierten Leser**



BEI STÄMPFLI GEDRUCKT 1799-1974

Eine vielfältige Auswahl aus Druckerzeugnissen der Firma in Wort und Bild

Zum 175jährigen Bestehen der Firma Stämpfli & Cie AG, Bern. Text und Auswahl:
Dr. Peter Sommer; graphische Gestaltung: Hans Hartmann. 154 Seiten, 66 Abbildungen,
wovon 10 farbig, lamierter Pappband, Fr./DM 28.—.

*Dieses besondere, prächtig ausgestattete Geschenkbuch mit vielen Reminiszenzen und
Bildern aus der «guten alten Zeit» wird viele Erinnerungen wecken und allen Lesern
viel Freude bereiten.*

In jeder Buchhandlung erhältlich

Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern
